

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 20

Artikel: Grenzgeschichte
Autor: Wolf, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leugnen wir es nicht, wir leiden unter der Aechtung der bürgerlichen Gesellschaft, trotz allen scheinbaren Mutes; es ist gar nicht anders möglich, weil alle Räder ineinandergreifen und wir nicht ohne die andern existieren können, und von Kindheit an unter ihnen leben müssen. Sie werden vielleicht einwenden, daß es nicht mehr so schlimm sei, daß man in einer Stadt ziemlich weitgehende Freiheit genieße; gewiß, aber die Tatsache der bürgerlichen Rechtlosigkeit bleibt bestehen; und wenn wir uns auch über die Unreife und Unkultur des Standpunktes hinwegsetzen, es bleibt der giftige Stachel der Ungerechtigkeit. Und lassen Sie uns immer wieder an Tausende unserer armen Brüder in kleinen Städten und Dörfern denken. Sie werden genau so wie ich von erschütternden Tragödien und Kämpfen wissen, von Angst um Ruf und Stellung an Orten, wo die Liebe zum gleichen Geschlecht noch als eine Ausgeburt des Satans angesehen wird; bis so ein armer Mensch, gepeinigt, gejagt und verfolgt, schließlich nichts anderes mehr weiß, als sein entsetzliches Dasein fortzuwerfen.

Ich möchte nun zu der Frage kommen: Was stellt sich der Bürger überhaupt unter der Homoerotik vor? Wie in allem, was sich von der Norm abkehrt, stellt sich der Bürger etwas, zu mindest gesagt, Unnatürliches, Verderbtes, moralisch Minderwertiges oder Krankhaftes vor. — Trotz aller Aufklärung scheint mir ein wirkliches Verständnis der Bürger für unsere Art vorläufig sehr wenig wahrscheinlich. Eingeengt und eingeschränkt, im Sinne einer rein egoistischen Staatserhaltung, sehen sie in den Invertierten nur Schädlinge am Körper der herrschenden Gesellschaft und verschließen sich in eine blinde Unduldsamkeit. Die gewisse Toleranz in manchen Kreisen der Großstadt darf uns nicht blenden und täuschen; es ist mehr eine Gleichgültigkeit und hat mit einem wirklichen Verständnis gar nichts zu tun. Ebensowenig darf uns das häufige mitleidvolle Verständnis der Frauen beirren. Auch dieses hat mit einem objektiven Verstehen nichts zu tun und kann unsere Stellung im Staat nicht verbessern. Denn wir wollen keine Mitleidsgeste, keine Duldung, wie man einen Schaden erduldet, weil er nicht zu ändern ist, sondern Anerkennung und Gleichberechtigung unserer naturgewollten, anderen Art.

Ist es möglich, das zu erreichen? — Ich sage: Ja, es ist möglich, wenn wir in uns selbst die Kraft suchen und finden. Vor allen Dingen müssen wir uns darüber klar sein, daß wir einen schweren und dauernden Kampf zu kämpfen haben gegen eine Welt voll Unverständnis und Verachtung, nicht gegen einen äußeren Feind — das gilt ja im Staat immer noch als eine heilige Handlung — sondern gegen Menschen gleichen Vaterlandes, gleichen Blutes, gleicher Rasse, was viel grausamer ist; denn wir können auf keine Hilfe von der anderen Seite rechnen. Es ist ein Kampf, in dem wir nicht locker lassen dürfen, überzeugt vom Recht unserer Freiheit, überzeugt von unserem Wert, überzeugt, ebensogut wie die anderen eine positive Kraft im Staate darstellen zu können; eine Kraft, aus der zu allen Zeiten und unter allen Völkern die besten Geister hervorgegangen sind.

In unseren Reihen haben sich leider noch viele beste und kluge Köpfe versteckt und nicht den Mut gehabt, sich zu bekennen. Warum? Aus Angst. Die Angst ist der hemmende Faktor. In welcher Stellung

kann es auch heute trotz Umwälzung und Revolution ein Mensch wagen, unumwunden von seiner Veranlagung zu sprechen? Lehrer, Pastoren, Aerzte, Rechtsanwälte zum Beispiel, sie alle werden sich, wenn sie nicht gerade einen außergewöhnlichen persönlichen Mut besitzen, hüten, Bekenner zu sein, solange immer noch eine gesellschaftliche Aechtung möglich ist und man die Inversion als ein Laster betrachtet.

Immer wieder betone ich, Kampf sei unsere Lösung: Kampf gegen Dummheit und Ungerechtigkeit, Die Natur oder der Schöpfer, wie Sie es nennen wollen, schaffen keine Widernatürlichkeiten an sich. Und damit kommen wir mehr und mehr zu der wichtigsten Frage des Phänomens der Liebe zum gleichen Geschlecht.

Ist sie angeboren? Ich bejahe es. Die Wissenschaft ist sich aber immer noch nicht einig darüber. Nun will das nicht viel sagen. Ueber wie viele Dinge lachen wir heute, die noch vor wenigen Jahren heilig schienen, und gerade die ganze Schulmedizin scheint, wenn nicht alle Zeichen trügen, trotz aller fanatischen Abwehr, vor einer ungeheuren Umwälzung zu stehen. Aber noch immer wurzelt in den Köpfen der klügsten Aerzte und Analytiker die Ansicht, die Homoerotik sei etwas Erworbenes, und es ist noch immer üblich, die Homoeroten heilen zu wollen, sei es durch Analyse oder durch Suggestion. Nun, ich habe mich seit Jahren für diese Dinge interessiert, selbst einige Analysen durchgemacht, kenne unendliche Behandlungsfälle; ich habe noch nie von einer dauernden Heilung erfahren.

(Schluß folgt)

Grenzgeschichte

von Willy Wolf

¹ Die Geschichte von Fedor und Felix liegt nun schon zehn Jahre zurück. Obwohl die Friedensverträge unterschrieben waren, hatte der Krieg dennoch nicht seine Macht endgültig verloren. Der Uebermut der Sieger wurde sein neuer Bundesgenosse, aus der Not der Unterlegenen schöpfte er neue Kraft. Durch übertriebene Forderungen und verzweifelte Gegenwehr erwuchs mit jedem neuen Tage die Gefahr, daß der junge krankhafte Frieden an dem schier unüberwindlichen Menschenhaß zugrunde gehen würde.

Immer wieder flammten hier und da an den Grenzen neue Kriegsfeuer auf, wuchsen kleine Plänkelleien zu regelrechten Schlachten aus und vernichteten weiterhin die Blüte der Länder, der Jugend.

Daß der Schauplatz dieser Erzählung davor bewahrt blieb, erzählt die Geschichte der Freundschaft zwischen Fedor und Felix. Vielleicht wird sie dem Leser recht unwahrscheinlich klingen, doch was kann unwahrscheinlicher und romantischer sein als die Wirklichkeit?

Und darum möchte ich die Geschichte erzählen. —

Unter dem wolkenlosen Blau des Himmels dehnte sich das mit Früchten und Blumen gesegnete Herbstland. Der Atem der Erde glaste und flimmerte zur stillen Mittagsstunde im Sonnenlicht. Kein Windhauch spielte mit den Gräsern und Blättern, nur ab und zu

Artgenossen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!

hörte man den raschelnden Fall einer überreifen Frucht. —

Umschlossen von einer hohen Hecke lag, schon weit vom letzten Dorfe entfernt, ein Garten, wild und ungepflegt in seinem Innern. Zwischen fruchtschweren Bäumen stand üppig und aufgeschossen das Gras, säumten die bunten Sterne der Dahlien einstmalige Wege, und von den versteckten Beeten stieg ein würziger Hauch von blühenden Reseden. Es schien, als entfalte erst jetzt die Natur hier all ihren herrlichen Reichtum, da ihr keine pflegende Hand mehr dabei ins Werk pfuschte. Nur einzelne bunte Falter taumelten in trunkenem Fluge von Blüte zu Blüte, um Bäume und Sträucher und dann über den Garten hinaus ins Sonnenlicht. Sonst war es so still, so traumselig im Garten, daß er wie ein hergewehtes Bild aus einem Märchenbuche anmutete. Manchmal, wenn selbst das Flimmern der Luft für einen Augenblick aufhörte, lag über dem farbigen Schweigen die spannende Schwere einer feierlichen Erwartung und man hätte glauben mögen, irgendeine Offenbarung müsse sich nun erfüllen.

In solch einem Augenblick aber hob sich aus dem Grase ein feiner, schmaler Jünglingskopf, blickten erwachend zwei dunkle Augen umher, und ein schön geschwungener Mund öffnete sich zu einem herzhaften Gähnen. Aus jeder neuen Bewegung wuchs neues Bejahen des wiedergekehrten Bewußtseins. Die Augen holten sich mit dem Blick für das Schöne neuen Glanz, und auf den Lippen ließ ein Teilchen Glück sein Lächeln spielen. Die Jugend drängte nach Bewegung, ein kurzer Schwung, und dann stand, erwachte mitten im Garten, sperrbeinig, nackt, ein junger Frühling im herbstlichen Bilde. Sich reckend und wiegend gleich er die im Körper aufschießende, männliche Kraft mit der noch vorhandenen knabenhaften Anmut aus. Man konnte glauben, er gehöre in den Garten hinein zur Vollendung und Krönung seiner wilden Schönheit, geformt aus der unerschöpflichen Kraft der Natur. Mit diesem Blicke hätte ein jeder hier seinen Weg gekreuzt, an seiner Reinheit sich erfrischt und wäre ein wenig glücklicher in den Alltag zurückgegangen.

Doch an dieser Stelle des Landes waren nur wenig Menschen zu treffen. Zwei Länder trennten sich hier, ohne daß eine genaue Grenze sichtbar war. Wohl zog von dem in Rufweite entfernten weißen Hause ein Bach zwischen niedrigen Weiden verträumt seinen Weg und bildete nach links für eine kurze Strecke die Grenze. Eine solche politische Bedeutung schien ihm jedoch unangenehm zu sein, und er drückte sich bescheiden noch enger und tiefer in die Erde hinein. Vielleicht aber geschah es auch darum, weil ihn ein paar Jünglinge jeden Morgen in seiner Ruhe störten, denen er Bad und mancherlei Anlaß zu tollen Ausgelassenheiten sein mußte. Und dabei waren doch gerade sie zum Schutze des Friedens in dem weißen Hause einquartiert, zum Schutze gegen eine Macht, die sich ebenfalls durch eine Wache sicherte und die nur ein paar hundert Meter von ihm abgelegt war.

(Fortsetzung folgt)

Das Märchen vom Bodensee

von Golfy.

3. Die Einkehr

Mit geschwellten Segeln fuhren wir wieder hinaus um den herrlichen Abend zu genießen. Gegen Mitte des Sees beobachteten wir das Erscheinen des Mondes

auf den österreichischen Höhenzügen. Groß und silbrig leuchtete der Ball. Fast lautlos war die Welt um uns, nur hin und wieder ertönte abgeschwächt durch die Entfernung das Hupensignal von Autos. Ganz in weiter Ferne hörte man das schwache Rattern der Fischerboote, die mit ihrer Beute heimwärts zogen. Das Glucksen und Gurgeln des Wassers war das Lied des Abends.

Remi war am Steuer, diesmal mit besserer Aufmerksamkeit. Ich setzte mich auf meinen Lieblingsplatz ganz vorn am Bug. Hier konnte ich mich lange verweilen, denn hier war es so schön. Nirgends läßt sich so gut über die Zukunft und die Vergangenheit nachdenken. Wenn ich mich auf die Planken lege, sehe ich das Zischen und Speien des Wassers — wie ein Delphin teilt das Schiff die Wellen. Tief, tief unten sah ich Fische schwimmen, die manchmal durch die Spiegelung groteske Formen annehmen. Wie ein Pflug durchschnit unser Boot die klare Flut und teilte das Wasser in zwei Hälften. Gleich Perlen fielen Wassertropfen auf und nieder. Wie unendlich ist doch dies Wasser, wie viele Geheimnisse birgt es! Wie manches müde Leben hat doch dieses Wasser schon ausgelöscht.

Lege ich mich zur Seite, dann sehe ich in der Ferne die langsam zurückweichenden Höhen und Berge der Schweiz. Ein herrlicher Anblick bildet der Säntis im leuchtenden Rote der sinkenden Sonne. Mein Auge erfaßt all das Schöne und ein einziger Ausdruck sagt mir alles: Heimat — —

Ein Flugzeug kreist mit gedrosselten Motoren über dem Landungsplatz und zieht seine Schleifen bis hinunter aufs Wasser.

Drehe ich mich auf den Rücken, dann sehe ich die Silberfähre des Mondes durch den abendlichen Himmel gleiten. Ich fühlte mich ins Unendliche gehoben und sehe den tiefblauen Himmel. Ganz im Osten blinkert der erste Stern. Wie unendlich weit ist doch das Weltall, wie muß es ein hohes Wesen geben, das alles dies geschaffen. Und die weißen Segel zeigen hinauf, höher, daß Er dort droben sei, der mit seiner gütigen Hand des Menschen Schicksal weise — —

Drehe ich mich auf die andere Seite, sehe ich das Flackern der ersten Lichter am deutschen Ufer, die freundlich herüberwinken. Deutschland! Wieviel Weh und Ach hängt an diesem Namen — aber auch wieviel Mut und Ausdauer — wieviel Hoffnung!?

Ja, die Welt ist schön, schön ist auch meine Jacht — eine Welt im Kleinen. Ich habe einen lieben Freund — vielleicht nun auch noch einen zweiten? Remi versteht mich, er ist lieb und rücksichtsvoll. Ich könnte jubeln, daß es der Schöpfer so gut mit mir meint — aber habe ich dies verdient? könnte nicht einmal eine rauhe Hand mein kleines Paradies zerstören? Ich suche das Schöne, das Große, die Liebe eines gleichgesinnten Menschen. Das große geheimnisvolle Geschenk des Schöpfers, anerkenne ich und danke dafür.

Viele Menschen jagen und feilschen um Mammon, sie verkaufen ihre Mitmenschen und dabei manchmal ihre Seele und ihren Körper. Wohl muß ich auch arbeiten und kämpfen — aber ein gemeiner Betrug liegt mir fern. Ich bin selber glücklich, wenn ich andere glücklich sehe. Wie schön wäre es hienieden, wenn die Menschheit mehr Nächstenliebe, mehr Verständnis für die Lage anderer aufbringen könnte!

(Fortsetzung folgt!)